

JENNIFER BENKAU

dark canopy



script 5

ich weiß nicht, womit die menschen
im dritten weltkrieg kämpfen. aber im vierten
werden es keulen und steine sein.

albert einstein

Hardcover mit Relieflack, Schutzumschlag und Leseband
15,0 x 22,0 cm, 528 Seiten, März 2012
EUR 18,95 (D), EUR 19,50 (A), CHF 27,50
ISBN 978-3-8390-0144-8

© 2012 script5

script5 ist ein Imprint der Loewe Verlag GmbH, Bindlach

Alle Rechte vorbehalten. Die weitere Verwendung der Texte und Bilder,
auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig
und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder
die Verwendung in elektronischen Systemen.

www.script5.de

wer sich verstecken muss,
lernt im dunkeln zu sehen.

Die Sterne sowie ein paar graublau Fäden im Nachthimmel, die erahnen ließen, dass es irgendwann auch wieder Tag werden würde, waren uns genug Licht, um den Weg zur Stadt zu finden. Jeder von uns, ein knappes Dutzend mutloser Angreifer, hätte ihn blind gefunden.

»Hey, du!« Ich hatte vergessen, wie der jüngere Matches-Bruder hieß.

Er reagierte nicht, sondern ging ungerührt weiter, die Augen halb geschlossen, die Flöte an den Lippen. Ich stieß ihm in die Seite und er verriss den Ton.

»Sollen die Percents von Weitem hören, dass wir kommen? Gib endlich Ruhe.«

Matthial griff nach meinem Handgelenk. »Nervös, Joy?«

Mehr als das. Ich schüttelte ihn ab. »Er geht mir auf die Nerven mit seinem Gedudel.«

Der Junge schloss die Finger um seine Flöte, als wäre sie eine Waffe, aber sein Blick klebte am Boden. Er wagte nicht, mir zu widersprechen, und für einen Moment fragte ich mich, warum. Sah ich so furchterregend aus? Merkte er nicht, dass ich es war, die sich fast in die Hosen machte vor Angst?

»Wir sind noch viel zu weit von der Stadt entfernt«, meinte der ältere Matches-Bruder, der einen guten Meter hinter uns ging. »Die hören uns nicht. Und wenn, dann schöpfen sie keinen Verdacht, wenn wir uns harmlos geben.«

Klar, dass er so dachte. Das war Städter-Logik. *Fall nicht auf und*

du bist sicher. Was sie immer wieder vergaßen, war, dass außerhalb der Städte jeder Mensch gegen die Gesetze verstieß; egal was er plante, egal woher er kam, egal wohin er wollte. In den Städten galt des Nachts keine Ausgangssperre, aber außerhalb des Zauns war dies immer der Fall.

Ich entgegnete nichts, sah weiterhin seinen Bruder an. Er hatte etwas Vogelhaftes an sich mit seinem spitzen Gesicht, den runden Augen und dem fedrigen roten Haar. Immer noch mied er meinen Blick und ich wusste nicht, ob er mir leidtun sollte, weil er sich so fürchtete, oder ob ich ihn dafür verachtete, es so offen zu zeigen.

Letztlich entschied ich mich, dass es besser wäre, wir würden alle gemeinsam die Percents fürchten statt uns gegenseitig. Ich legte ihm eine Hand auf die Schulter – verdammt, war der Junge knochig – und wiederholte mein »Hey«, diesmal sehr ruhig, fast geflüstert. »Wir schaffen das schon.« Was übersetzt hieß: *Tut mir leid, dich angeschnauzt zu haben, Vögelchen.* Aber ich glaube nicht, dass er mich verstand.

»Nja, wir zeigen es ihnen«, erwiderte er.

Den nächsten halben Kilometer grübelte ich, ob ich ihn wirklich verstanden hatte und ob er eine Antwort von mir erwartete. Etwas wie: *Ja, ganz sicher, kleiner Matches-Bruder!*, oder: *Du wirst sie wegblasen, Vögelchen!* Etwas, das ihm Mut machen würde. Etwas, das ich ihm nicht versprechen konnte, doch selbst so gerne glauben wollte.

Zumindest spielte er weiter.

• • •

Die Planungen hatten fast eine Woche beansprucht. Abwechselnd waren wir in die Stadt vorgedrungen und hatten Verstecke rund um das Hotel ausspioniert, um jeden Krieger mit seiner Waffe bestmög-

lich zu platzieren. Wir hatten die Percents genau beobachtet, jeden ihrer Schritte aufgezeichnet, und kannten ihre Routinen, als wären es unsere. Wir wussten um die wenigen Schwachstellen, die das Hotel hatte. Das Problem war, dass wir nicht mit Gewissheit sagen konnten, ob Amber wirklich im Hotel gefangen gehalten wurde. Für mich bestand kein Zweifel. Amber war hübsch und wusste zu viel. Sie war wertvoll für die Missgeburten; so schrecklich wertvoll, dass es mir den Magen umdrehte. Die anderen mochten von ihr denken, was sie wollten, und über ihre Mutlosigkeit herziehen, aber verraten hatte sie uns nicht.

Im Coca-Cola-Haus blieb es friedlich, sah man von unserem Befreiungskommando ab, dem die anderen nur Ablehnung und Unverständnis entgegenbrachten.

Amber schwieg. Was bedeutete, dass sie stark war. Oder tot.

Ich schüttelte mich bei dem Gedanken und an meinem Rücken knisterte es. Ich hatte ein Stück quadratischen Stoff an drei Seiten auf die Innenseite meines Unterhemdes genäht, sodass eine Art flache Tasche entstanden war. Darin trug ich meine Papiere immer mit mir herum. Ich wollte Mars keine Möglichkeit bieten, sie mir wegzunehmen. Sie gehörten mir.

• • •

Matthial griff ein weiteres Mal nach meiner Hand, diesmal ließ ich es zu. Er streichelte mit dem Daumen über meine Knöchel und ich drückte seine Finger so stark, dass ich das Gefühl bekam, nur Knochen in der Hand zu halten. Auch ihn sollte mir niemand wegnehmen.

Als wir uns der Stadt näherten, verstummte das Vögelchen, unsere Schritte wurden leiser und die Wortwechsel auf ein Minimum reduziert oder in Zeichensprache abgehalten. Sobald der Zaun in

Sichtweite kam, wurden wir zu Geistern. Lautlos und beinahe unsichtbar. Wie abgesprochen, trennten wir uns und schnitten an zwei verborgen liegenden Stellen schmale Löcher in den Zaun.

Matthial führte meine Gruppe an. Willie, Liza, zwei weitere und ich folgten ihm. Unsere Blicke hasteten umher, als wir das Revier der Percents betraten, ihre Stadt durchmaßten, als wäre es unsere. Wenn Passanten uns entgegenkamen, brach uns der Schweiß aus, ehe wir erkennen konnten, ob es Menschen waren oder Percents. Angst begleitete uns. Wir standen unmittelbar vor dem Angriff auf das Hotel. Noch nie seit Beginn der neuen Zeitrechnung vor vierzig Jahren hatte es jemand gewagt, ihre Zentrale anzugreifen.

Der im Nachhinein betrachtet schlimmste Moment war der, als wir uns trennten. Allein waren wir unauffälliger und konnten die Lage breitflächiger sondieren. Meine Gruppe sollte an einem verfallenen Brunnen, der einst als Zierelement gedient hatte, wieder zusammentreffen. Von dort aus würden wir durch die Kellerfenster ins Hotel einbrechen, während die andere Gruppe vor dem Gebäude für reichlich Ablenkung sorgen sollte. Es würde brenzlich werden. Wir planten, die Front des Hotels in Flammen zu setzen.

Nach und nach verschwanden meine Freunde in der Nacht. Matthial verschmolz als Letzter mit der Dunkelheit. Einen Moment lang fühlte ich mich von der Einsamkeit gelähmt, sodass ich fürchtete, gar nicht bis zum Brunnen zu kommen.

Mein Weg führte mich halbkreisförmig um die ehemalige Marktstraße. Eine Straße, die von Menschen auch nachts häufig genutzt wurde, weil sie einen Bogen um die Häuser machte, wo es Bars gab, in denen die Percents ein und aus gingen.

Immer wieder erwischte ich mich dabei, wie ich meine Marke berührte, sie unter meine Kleidung steckte, wo ich sie an der Haut spürte, und rasch wieder herausholte, um sie sichtbar vor der Brust zu tragen. Die kleinen Metallmünzen waren unsere Maskierungen.

Dahinter versteckt, konnten wir vorgeben, in die Stadt zu gehören. Solange niemand zu genau hinsah. Jedes Mal kroch mir mit der Metallmarke auch die Kälte unter die Kleidung. Wie erleichternd es war, aus einem physischen Grund zu zittern statt aus Furcht.

Unbescholten erreichte ich den Brunnen und blieb zunächst im Schatten einer engen Gasse. Es stank nach Urin, aber ich hatte gelernt, jeden Vorteil zu nutzen. Der Gestank war wie eine Mauer, die mich vor dem Geruchssinn der Feinde verbarg.

Ein paar beleuchtete Fenster tauchten die Querstraße in gelbliches Licht. Ich entdeckte Willie, der sich an die Natursteinmauer lehnte, die den Brunnen umschloss, und mit den Füßen den Splitt hin und her schob. Die Ölbeutel, mit denen wir die Hotelfassade anzünden wollten, um für Chaos unter den Percents zu sorgen, das uns den Weg ebnet sollte, um Amber zu befreien, zogen seinen Gürtel nach unten. Liza kam eilig die Straße entlang und raunte ein paar Worte in Willies Richtung, ohne stehen zu bleiben. Sie verschwand und schien mich nicht bemerkt zu haben. Willie verharrte augenscheinlich ungerührt, doch seine Füße standen nun still.

Mein Herz pumpte einen Schwall Eiswasser durch meine Adern. Da war etwas passiert! Ich wusste es, als hätten die beiden es in meine Richtung gebrüllt.

Willie streckte die Arme, ich hörte seine Gelenke knacken. Er gab ein Gähnen vor – was hieß, dass die Luft rein war –, aber seine Augen blieben dabei geöffnet. Ich wollte zu ihm gehen, doch im gleichen Moment entdeckte ich einen patrouillierenden Percent in unsere Richtung kommen. Ich blieb in meinem Versteck und grub die Zähne in die Unterlippe, bis ich Blut schmeckte. Der Percent ging wenige Schritte neben Willie vorbei, ich sah seine Haut beben. Er witterte. Er konnte Adrenalin in der Luft riechen und trotz einer Tarnung aus Kräuterextrakt vielleicht auch das Öl, sollte der Beutel nicht fest verschlossen sein. Mir blieb nichts, als zu hoffen, dass

Willie sich im Griff hatte. Wurden die Schritte des Percents langsamer? Ich hätte beinahe laut aufgeatmet, als er Willie passiert hatte.

Sicherheitshalber blieb ich noch ein paar Minuten im Versteck und wartete. Wo steckten nur Matthial und die anderen? Ich vermutete, dass sie ebenfalls längst in der Nähe waren und die Situation beobachteten. Als alles ruhig blieb und Willie erneut begann, mit den Stiefeln im Splitt zu wühlen, trat ich aus den Schatten und näherte mich ihm. Sein Blick blieb gleichgültig. Das gefiel mir immer weniger.

Ich ging zu ihm, begrüßte ihn mit Handschlag. Wie zwei Bekannte, deren Wege sich zufällig kreuzten. Ganz normal, man wusste schließlich nie, ob und wo man beobachtet oder belauscht wurde.

»Hey William, lange nicht gesehen, wie geht's dir?« *Was ist hier los?*

»Wie man's nimmt.« *Es brennt!*

»Hm. Was macht Liza, alles in Ordnung mit ihr?«

»Nicht wirklich. Sie ist krank.« *Sie hat kalte Füße bekommen und ist getürmt.*

Ich musste schlucken. »Hat sie sich ... irgendwo angesteckt?« *Ist jemand aufgefliegen?*

Willie rieb sich übers Gesicht. »Matt«, sagte er leise und meine Welt begann, zu schwanken und in Nebel zu verschwimmen, weil er Matthial – meinen Matthial – meinte. »Er hat sie angesteckt.«

In meinem Kopf rotierten die Gedanken zu schnell, als dass ich sie hätte greifen können. Was bedeutete das? War Matthial gefasst worden oder hatte er die Aktion abgebrochen? Der bescheuerte Code war so einfach und doch fiel mir die Lösung nicht mehr ein – verdammt!

Willie gab mir einen Klaps auf den Oberarm. »Hey! Es geht ihm gut, verstanden?«

Ich glaubte ihm nicht. Irgendetwas musste passiert sein.

Mit zusammengepressten Lippen sah Willie mich an. Dann räusperte er sich zweimal. »Hör mal ... grüßt du die anderen von mir?«
Übernimmst du meine Stellung?

Er wollte also ebenfalls aufgeben. Ich seufzte. »Klar, mach ich.«

»Danke. Man sieht sich.« Er wandte sich ab. »Viel Glü– Oh, Scheiße.«

Ich folgte seinem Blick und konnte ihm nur beipflichten. Eine Gruppe Percents näherte sich und auch wenn ich nicht viel sehen konnte, erkannte ich deutlich die Schemen der gezogenen Waffen. Willie wandte sich um, ich hörte leises Ratschen, dann ein Platzen. Er hatte die Ölbeutel vom Gürtel geschnitten und in den Brunnen geworfen. Nun ging er.

Erneut verschob sich meine Wahrnehmung, doch diesmal war da kein Nebel. Stattdessen wurde die Welt klar, so klar, wie sie nur während eines Adrenalinstoßes aussieht. Kein Städter, erst recht keine Frau, wäre lässig stehen geblieben, wenn eine ganze Horde Percents auf sie zustapfte. Ich eilte an Willies Seite, ging zügig, aber ohne Hast.

»Verflucht«, zischte Willie. »Willst du sie auf uns aufmerksam machen?«

Halt die Klappe!, sagte mein Blick. Ich verwettete mein Messer, dass er mich verstand.

Wir bogen dicht nebeneinander in eine Seitenstraße ein, die auf die Ruine einer Kirche zuführte. Ihre Umrisse hoben sich wie ein zerfetzter Scherenschnitt von dem mit Sternen übersäten Himmel ab. Bedrohlich, zumal es die Percents gewesen waren, die die Kirche zerstört hatten. Aber in diesen Straßen lag nichts von Bedeutung, daher konnten wir ihnen hier aus dem Weg gehen.

Dachte ich.

Doch ... warum folgten sie uns?

»Joy, lauf!«

Ich begriff weder, wo der Ruf herkam, noch, wessen Stimme es war, doch ich gehorchte unvermittelt. Willie brauchte einen Sekundenbruchteil länger und stürmte mir dann mit polternden Sohlen hinterher. Im nächsten Moment hörte ich, dass auch die Percents losliefen.

Versagt!, schoss es mir durchs Gehirn. Das Wort stach in meinen Schädel und brannte hinter meinen Schläfen. *Verzeih mir, Amber, wir haben versagt.*

Ich stürzte um eine Häuserecke, floh durch einen Vorgarten und sprang über eine Mauer; begleitet von hohl klingenden Laufschritten, die ich nicht zuordnen konnte. Willie blieb dicht hinter mir und brach damit die wichtigste Fluchtregel: nie zusammenbleiben.

Die Percents holten auf. Ein vibrierendes Sirren zerschnitt die Luft. Sie schossen auf uns! Wahrscheinlich mit einer Armbrust.

Unterschwellig spielte mein Hirn mir Szenarien vor, in denen Willie und ich das Ablenkungsmanöver waren. Dass die anderen derweil ins Hotel einbrachen und Amber retteten, war zumindest nicht völlig ausgeschlossen. Vielleicht suchte ich nach Absolution, nach einem Grund, der es wert war, sich jagen und erschießen zu lassen. Ich wollte nicht versagen, nicht unnötig und ohne etwas erreicht zu haben.

»Joy – die Hecke!« Die Stimme war ein Raunen und kam direkt aus dem Himmel.

Verwirrt sah ich nach oben. Hinter einem Dachfirst vernahm ich eine Bewegung, dann ein Zischen. Im Laufen warf ich einen Blick über die Schulter. Willie brach zusammen, den Blick fassungslos gen Dach gerichtet, von wo ein Fluch ertönte.

Und dann erneut mein Name. »Joy! Joy, schnell! Die Hecke!«

»Verdammtter Mistkerl!«, brüllte Willie. »Ich bringe dich um, Matthial! Dich und deine Schlam– Aarrgh!« Die Beschimpfungen zerrissen zu einem schmerzerfüllten Schrei. Die Percents hatten ihn

erreicht. Dumpfe Schläge hallten durch die Nacht. Am liebsten hätte ich mir die Ohren zugehalten und mich in einem Kellereingang versteckt.

Matthial.

Matthial hatte auf Willie geschossen.

Es gab keinen Zweifel, sosehr ich auch versuchte, mir einzureden, dass ich mich irrte. Der Bolzen war ihm von vorne und schräg oben ins Bein gedrungen, knapp oberhalb seines Knies hatte ich die Befiederung erkennen können. Nur aus Matthials Richtung war dieser Einschlagwinkel möglich. Er hatte auf ihn geschossen, um mir Zeit zu geben.

Er hatte ihn für mich geopfert.

Exakt in diesen Worten brannte sich die Tatsache in meinen Sinn und betäubte meine Gedanken. Ich warf mich auf die Knie, ohne etwas zu spüren, kämpfte mich geduckt durch die dornige Hecke und kam auf einem Gehweg wieder auf die Füße.

Auf einem der nahen Dächer sah ich Matthials Silhouette, er gab mir Handzeichen, wollte, dass ich weglief, und musste sich unter einem Bolzen hinwegducken, der von irgendwo auf ihn abgeschossen wurde. Dann drehte er sich um, verschwand und ließ mich mit Willies Schreien in den Ohren allein. Ich lief. Taumelte. Schmiss mich herum, weil ich die Orientierung verloren hatte.

»Reiß dich zusammen!«, rief ich mir selbst zu, rieb mir über die tränenden Augen und biss die Zähne aufeinander. Panik war tödlich, erinnerte ich mich und verbot sie mir. Ein tiefes Einatmen brachte die rettende Idee.

Der Kanal. Die Abwässer wurden durch den Kanal entsorgt, daher bot er einen gewissen Schutz vor dem Geruchssinn der Percents. Viele Rebellen waren der Stadt durch den Fluss entflohen, auch wenn genug andere den Versuch mit dem Leben bezahlt hatten. Meine Familie hatte überlebt. *Ich* hatte überlebt. Die Strom-

schnellen waren gefährlich, aber in dieser Nacht mein geringstes Problem. Ich hörte Sirenen aufheulen. Die Luft brannte, wir mussten wirklich verschwinden. Kurz lauschte ich nach Willie, doch seine Schreie waren verstummt.

»Verzeih mir, Will.« Ich verbannte ihn aus meinen Gedanken und drückte mich eng an einer Hauswand entlang Richtung Osten.

Und dann tauchten sie vor mir auf. Sie bogen beinahe gemächlich um die Ecke, schritten, wie einem unsichtbaren Portal entstiegen, auf mich zu. Umzudrehen und in die andere Richtung zu fliehen, war nicht möglich, da eine zweite Gruppe sich den Weg durch die Hecke schlug. Einige brüllten mir etwas zu, ihre Stimmen kamen aus allen Richtungen. Ich verstand nur zwei von ihnen.

Von vorne kam: »Gib auf!«

»Es ist aus!«, rief einer hinter mir.

Okay. Fuck. Vorbei.

Ihre Waffen waren auf mich gerichtet, ich sollte wohl die Hände heben. Sie waren zu schwer. Nichts zu machen. Meine Knie gaben nach, Schmerz biss mir durch die Oberschenkel, als ich zusammensackte. Einen Moment spürte ich den rauen Asphalt kühlend an der Stirn und an den Händen, dann wurde ich an den Armen hochgerissen. Zwei von ihnen zerrten mich mit sich, ich hatte Mühe, die Füße zu bewegen, und stolperte. Sie stießen und schubsten mich zwischen sich her. Ein weiterer band mir die Hände auf dem Rücken zusammen. Ich bekam einen Strick um den Hals wie ein Hund und wurde abgeführt.

• • •

Die Stadt war mir fremd in dieser Nacht.

Hinter den Fenstern gafften leere Gesichter nach draußen. Ein paar Menschen riefen Gehässigkeiten. Sie meinten die Percents,

doch sie beschimpften mich, da ich die Illusion von Frieden beschmutzt hatte, an die sie sich eben noch geschmiegt hatten.

Ich kannte die Wege, die ich gehen musste, doch noch nie waren sie mir so weit erschienen. Mit jedem Schritt schienen meine Füße am Asphalt zu kleben, als würde er in der Kälte schmelzen und mich verschlingen wie Morast. Das Geschwätz der Männer, die mich gefangen genommen hatten, kam aus weiter Ferne. Ich bemühte mich, Informationen herauszuziehen, aber ich hörte sie nur wie durch Wasser.

Dafür erinnerte ich mich klar daran, was man uns gelehrt hatte: Schockzustände betäuben den Körper, wie es sonst nur Drogen können. In Gefangenschaft ist der Schock eine Wohltat und hilft dir, stark zu bleiben.

Früher hatte ich daran geglaubt. Doch nun war von Stärke nichts mehr übrig. Sie hatte mich im Stich gelassen und nur Angst war geblieben. Angst von solcher Intensität, dass sie mich fast das Bewusstsein kostete. Die Percents verschwammen und ich mit ihnen. Details meiner Umgebung bestimmten das Bild. Eine vorbeihuschende Katze mit einem weißen Fleck auf der Stirn. Ein mit Schmutzwasser vollgesogenes Kleidungsstück im Rinnstein. Ein zerstörtes Fenster, nachtblaues Licht, das in den gezackten Scherben spielte.

Plötzlich hörte ich schrille Töne, die mich an etwas erinnerten und Entsetzen in mir hervorriefen. Ehe ich vollends verstand und lange bevor ich mich auf den Anblick gefasst machen konnte, erkannte ich einen Percent auf der Flöte des kleinen Matches-Bruder pfeifen. Unbeholfen pustete er hinein, verursachte grässlichen Lärm und ertete Applaus und Gelächter von seinen Kumpanen. Keine zwei Meter entfernt lag mein Vögelchen mit eingetretenem Brustkorb auf dem Gehweg. Die Augen standen weit offen und lagen tief in den Höhlen. Das Haar hing blutverklebt in der Stirn. Die Schädelrückseite war fort.

7

er durchschaute mich vom ersten Augenblick an.
und außerdem hasste er mich.

Ich kam zu mir, ohne ohnmächtig gewesen zu sein. Mit einem Stechen, als setzte jemand kalte Nadelspitzen an meiner Kopfhaut an und bohrte sie dann in aller Seelenruhe durch meinen Kopf, bis sie auf der anderen Seite wieder austraten, kehrte mein Bewusstsein zurück. Ich kniete auf einem feuchten, abgetretenen Teppich. Meine Hose hing in Fetzen um meine Beine. Wenn der Schmerz nicht übertrieb, sah die Haut darunter nicht viel besser aus. Ich begann zu zittern, als sich die Starre löste und ich begriff, wo ich war.

Ich wollte es nicht begreifen – wollte verleugnen, wo ich war und wer ich war –, aber mein Verstand war noch nicht so weit, sich Lügen für mich auszudenken. Die Wahrheit entstieg der Dunkelheit, so wie Konturen in einem finsternen Raum, wenn sich die Augen langsam an das wenige Licht gewöhnen. Schräg neben mir hockte Liza. Ihr ehemals langes blondes Haar war an der linken Seite ungleichmäßig abgeschnitten, als hätte man ihr im Kampf einfach einen ihrer Zöpfe abgesäbelt. Sie wippte vor und zurück und starrte auf einen Klecks Erbrochenes vor ihr auf dem Teppich.

Ich blickte auf.

Sie standen im Kreis um uns herum. Percents. Es mussten zwei Dutzend sein, womöglich mehr. Ich sah nur die, die uns am nächsten waren, und allein das war zu viel für mich. Um nicht zu wimmern wie ein Kind, biss ich auf meine Wangeninnenseite.

Sie debattierten. Worte auszumachen, war kaum möglich, so sehr redeten sie durcheinander. Schwer zu sagen, ob sie stritten oder sich amüsierten. Ihre Mienen waren immer hart, man konnte nicht aus

ihnen lesen. Um ehrlich zu sein, wollte ich das auch nicht. Vielleicht machte es Liza ganz richtig. Sie wiegte sich und schien dabei in einer anderen Welt zu sein. In einer besseren, denn sie lächelte debil. Sie erinnerte mich an unser Pferd. Wenn wir es zu lange im Stall einsperrten, schwang es seinen Kopf hin und her. Wenn Menschen brachen, waren sie auch nur noch wie Tiere.

Auf irgendetwas schienen die Percents sich geeinigt zu haben, denn einer von ihnen trat vor und packte Liza am Handgelenk. Er zog sie auf die Füße. Sie wehrte sich nicht, hing schlaff in seinem Griff, als wäre ihre Haut ein leeres Kleidungsstück. Dass dem nicht so war, erkannte ich an ihrem Schritt. Es tropfte an ihren Beinen herab und roch nach Essig. Pisse stinkt widerlich, wenn man von Panik erfüllt ist. Mir kam Magensäure hoch.

»Name!«, bellte der Percent sie an. Er hätte ebenso gut verlangen können, sie möge für ihn tanzen. Er schüttelte sie, wiederholte das Wort. »Name. Name! Naaame!« Ich zerbiss meine Wut zwischen den Zähnen. Er redete, als sei sie schwachsinnig.

Schließlich erkannte er, dass es zwecklos war. »Wer will sie?«, rief er.

Plötzlich waren alle still. Manch einer trat von einem Bein aufs andere, die meisten aber standen unbeweglich da.

Der Percent, der Liza hielt, wurde ungeduldig, er ruckte an ihrem Arm. »Na los, na los. Wer will sie?« Er packte mit der freien Hand nach dem Saum ihres Pullovers, zerrte ihn hoch und zeigte den anderen ihre Brüste. Ich sah Liza nur von hinten, konnte aber erkennen, dass sie kein Hemdchen trug. Mehr Säure kam meinen Hals hoch, mein ganzer Mund war voll von bitterem Ekel. Liza regte sich nicht.

Der Percent, der schließlich vortrat, war alt. Man erkannte das bei ihnen nicht auf den ersten Blick. Ihr Haar wurde nicht grau und sie bekamen keine Falten, wenn sie älter wurden. Aber ihre Haut wurde

zäher, wie Leder, das oft nass geworden und wieder getrocknet war.
»Ich nehme sie.«

Lizas Schicksal war besiegelt. Der Alte nahm ein Stück Seil aus seiner Tasche und fesselte ihre Hände, wobei sie wieder auf die Knie fiel. Dann zog er seinen Ledergürtel aus. Zuerst fürchtete ich, er würde sie damit schlagen, doch er legte Liza den Riemen um den Hals und zog daran. Er wollte sie fortführen wie ein Pferd, doch Liza stand nicht auf, sondern wippte vor und zurück, vor und zurück, vor und zurück. Ich rutschte näher, griff nach ihrer eiskalten, schweißnassen Hand, bat sie im Flüsterton, doch aufzustehen, um es nicht noch schlimmer zu machen. In Wahrheit hielt ich mich an ihr fest.

Der alte Percent packte ihr ins Haar und zerrte und ich wimmer- te: »Los, Liza, geh endlich!«, ohne ihre Hand loszulassen.

Sie stöhnte leise vor Schmerzen, dann befreite sie sich aus meinem Griff. Für einen Sekundenbruchteil sah sie mich so an, dass ich sie trotz des Schwachsinn in ihrem Gesicht erkannte. Dann ließ sie sich abführen. Obwohl ich den Hals reckte, sah ich wenige Sekunden später nur noch Percents. Es war, als wäre Liza zwischen ihnen untergegangen, verschluckt wie von Wellen im Meer.

Tränen verschleierten meine Sicht. Es war alles meine Schuld. Ich hatte sie zu der Rettungsaktion überredet. Für die Chance, Amber zu befreien, hatte ich sie geopfert, so wie Matthial Willie geopfert hatte, um mich zu retten. Wir waren alle klägliche Versager.

Der Percent, der hier offenbar den Marktschreier mimte, kam zu mir. Er stieß mich mit der Stiefelspitze an und wollte nach mir greifen, aber ich wich ihm aus, duckte mich unter seiner Hand hinweg und kam allein auf die Füße. Er machte einen Schritt auf mich zu, ich trat zurück. Zu meinem Erstaunen schien er zu akzeptieren, dass ich mich nicht von ihm berühren lassen wollte.

»Name«, sagte er und sah mir dabei in die Augen.

Ich straffte die Schultern. Die Sache war eindeutig. Ich würde sterben. Wenn sie mich nicht umbrachten, sondern mich zu ihrer Belustigung benutzen wollten, würde ich es sein, die mein Leben beendete. Gleich nachdem ich erfahren hatte, wie es Amber ging. Wir waren nicht im Hotel, aber wenn mich meine Orientierung nicht vollends täuschte, auch nicht weit davon entfernt. Sie musste hier irgendwo sein. Ich würde sie finden.

»Name!«, wiederholte er streng.

Ich dachte an meine Marke, die sie mir weggenommen hatten, und an die Strafen, die mir drohten, wenn herauskam, dass ich gelogen hatte. Doch wenn die einzige Möglichkeit, Stolz zu bewahren, lautet, stolz zu sterben, dann nimmt man, was man kriegen kann. Und daher sagte ich laut und klar und ohne jedes Zittern in der Stimme: »Joy Annlin Rissel.« Ich hob das Kinn, als sei der Name etwas Besonderes. Als sei ich etwas Besonderes, so wie ich es für die Rebellen gewesen war, weil ich am Blutsonnentag geboren wurde. Ein erbärmliches Omen, stand der Tag doch für nichts anderes als für zerschlagene Hoffnungen.

Doch irgendetwas an meinem Namen brachte die Stimmung unter den Percents zum Kippen. Unruhe kam auf, einige steckten die Köpfe zusammen und redeten leise. Zwei in der ersten Reihe machten Platz und ein Percent, der einen gewissen Sonderstatus innezuhaben schien, trat vor. Seine Augen lagen kalt, hart und schwer wie Steine auf mir. Unter diesem Blick wagte ich nicht einmal zu atmen. Er hatte etwas an sich, was meine Beherrschung zerstörte, was mir kalten Schweiß ausbrechen ließ und mich schwindelig machte.

»Sag deinen Namen noch einmal«, verlangte er ruhig.

Es gelang mir nicht, meine mutige Show erneut zu spielen. Ich fiepte die Antwort hervor.

Er nickte knapp. »Die«, sagte er und wandte sich dem anderen Percent zu, der ihn ehrfurchtsvoll ansah, »gehört mir.«

»Nein.« Meine Stimme kippte, aber es hörte mich ohnehin niemand, denn in die umstehenden Percents kam immer mehr Bewegung. Einer bahnte sich seinen Weg zwischen den anderen hindurch. Er unterschied sich von ihnen durch einen schwarzen Streifen, der wie Tusche sein Gesicht überzog, und reckte das Kinn, als bettelte er um Ärger.

»Wer hat das angeordnet? Vielleicht will ich sie auch!«

»Lass Cloud besser in Ruhe«, raunte ein anderer.

»Warum? Er hat schon eine Frau, was gibt ihm das Recht –«

»Halt den Mund, Hooke!«, zischte ein weiterer Percent.

Dieser Cloud, der mich durch seine bloße Anwesenheit so einschüchterte, lachte lautlos. Nein, was immer sie mit mir vorhatten, aber zu dem wollte ich nicht. Dann lieber zu Hooke, dem auffällig Geschminkten. Er sah nicht weniger grausam aus, aber dabei nicht ganz so entschlossen. Ich würde Zeit haben, bis er sich entschieden hatte, was er mit mir tun wollte. Ich würde verhandeln können – worum auch immer. An Cloud deutete jetzt schon alles darauf hin, dass er mein Schicksal bereits kannte und nicht warten würde, es zu besiegeln. Leider hatte meine Meinung hier nicht das geringste Gewicht. Ich schlang die Arme um meinen Oberkörper, um das Zittern einzudämmen, und beobachtete, wie sich die beiden Männer gemächlich umkreisten.

»Du hast schon eine Frau«, wiederholte Hooke.

Cloud zuckte mit einer Schulter, er ließ sich nicht zu einer Antwort herab.

»Was willst du mit einer weiteren?«

Von hinten rief jemand: »Eine ist nicht genug für Cloud.« Einige lachten.

Es war seltsam, sie lachen zu hören. Ihr Lachen zerstörte etwas in mir. Hoffnung – wenn überhaupt noch welche übrig war.

Die anderen Percents schlossen den Kreis nun enger. Ich wäre

gern weiter zurückgewichen, aber sie standen auch in meinem Rücken. Die Streitenden waren einander so nah, dass ihre Nasen sich fast berührten.

»Wozu willst du noch eine?«, fragte Hooke. »Andere haben auch *Bedürfnisse*.«

Ich schluckte hart gegen den Drang zu würgen an, weil er das letzte Wort so eindeutig aussprach.

»Die da gehört mir.« Cloud sprach leiser, ruhiger. Er schien Aggressivität nicht nötig zu haben, um sich Respekt zu verschaffen. Der andere mied seinen Blick. »Sie ist nicht gut für deine Bedürfnisse, Hooke. Diese Frau ist Soldat.«

Hooke grinste und sah auf mich herab, zugleich abfällig wie lüstern. »Halbe Portion Soldat vielleicht. Sie ist gut genug für mich.«

Mein Verstand flüsterte mir zu, dass Cloud für mich womöglich doch das geringere Übel war, nichtsdestotrotz bekam ich meine Instinkte nicht gebändigt. Ich fürchtete mich weniger vor Hooke, egal was sie von sich gaben.

»Nein«, sagte Cloud. »Hol dir etwas anderes.«

Irgendetwas in seiner Stimme veranlasste Hooke dazu, ein letztes Mal zu schlucken und sich dann mit einem unwirschen Schnauben abzuwenden. Die anderen machten ihm Platz für seinen Abgang. Sie spotteten nicht über den Verlierer, sondern klopfen ihm im Vorbeigehen auf die Schulter.

»Komm«, sagte Cloud. Es dauerte einen Moment, bis ich begriff, dass er mich meinte. Er drehte sich um und obwohl ich den Kopf schüttelte und ein gewispertes »Nein« über meine Lippen kam, folgte ich ihm unverzüglich. Dass er mich nicht fesselte, war meine einzige Chance, ich durfte sie keinesfalls durch Feigheit gefährden.

Aufrecht ging ich hinter ihm her, zwischen den Percents hindurch, die ihren Kreis jetzt auflösten und sich anderen Dingen zuwandten. Erst jetzt erkannte ich, wie groß der Raum war, und ent-

gegen meiner ersten Vermutung, er sei fensterlos, machte ich mannshohe Bogenfenster aus, die mit Farbe beschichtet waren, um kein Tageslicht hereinzulassen. Wir waren in einer großen Halle, in einem der Geschäfte, in denen die Menschen früher gegessen hatten.

Auf ein paar verbliebenen Tischen und auf dem Boden lagen Dinge, um die weitere Grüppchen von Percents standen und aushandelten, wer was bekam. Sie diskutierten um manche Gegenstände, handelten, stritten aber nie. Die Anweisungen einiger schienen mehr Gewicht zu haben als die Meinungen anderer. Es gab eine geordnete Hierarchie; etwas, worüber ich nie zuvor nachgedacht hatte. Ich erblickte Waffen, Kleidungsstücke, Schuhe und – es schnürte mir die Kehle zu – die Flöte des kleinen Matches-Bruders. Sie verteilten ihre Kriegsbeute untereinander wie wilde Hunde die nahrhaften Innereien der gerissenen Tiere. Alles, was kurze Zeit zuvor noch unser gewesen war, gehörte nun ihnen.

Ich bewegte die Schultern, konzentrierte mich darauf, mein Papier zu spüren. Es war noch da. Sie hatten es nicht gefunden. Vermutlich weichte es in meinem Schweiß bereits auf, aber das konnte mir egal sein. Sie zerstörten ohnehin alles, was sie nicht gebrauchen konnten. Besser, ich tat es selbst, bevor sie es vor meinen Augen zerrissen. Es war alles, was ich noch hatte.

Während ich Cloud durch den Saal folgte, hielt ich die Augen nach weiteren Dingen offen, die mir verraten konnten, wer noch geschnappt worden war. Die Stiefel, die ein Percent an den Schnürriemen über den Schultern trug, konnten Will gehört haben, aber sicher war ich mir nicht. Ihn hatten sie definitiv erwischt. Was mochten sie ihm angetan haben? Ich wusste nicht einmal, ob er noch am Leben war.

Wider Willen musste ich erneut an Matthial denken. An seine schwarze Silhouette vor dem Dunkelblau des Nachthimmels. An

das Sirren, mit dem seine Bolzen die Luft durchschnitten hatten. An seine Lippen, weich und tröstend warm auf meiner Haut. *Bei der Sonne, Matthial, du musst in Sicherheit sein!*

»Beeilung!«, herrschte mich Cloud an. Ohne es zu bemerken, war ich zurückgeblieben.

Ich folgte ihm, blinzelte die Tränen fort und zog die Nase hoch. Es roch nach Schweiß, meinem eigenen und dem von Männern. Menschenmännern, denn Percents rochen anders. Vielleicht waren die männlichen Gefangenen schon verhökert worden. Ich verschloss meine Lippen und verbot mir jedes Wort. So viel hatte ich aus der Auseinandersetzung mit Hooke herausgehört: Cloud antwortete nicht auf Fragen. Was er von mir verlangte, würde ich früh genug erfahren, und wie es den anderen ergangen war, konnte ich nur selbst herausfinden.

Cloud ging in weit ausholenden Schritten vor mir her. Der Gedanke, ich könne versuchen zu flüchten, schien ihm wohl abwegig, denn er sah sich nicht um und wurde auch nicht langsamer, wenn ich ein wenig mehr Abstand zu ihm ließ. Ich fragte mich schon, ob ich einfach immer langsamer gehen konnte, bis er irgendwann ohne mich um eine Ecke biegen würde. Ich ging barfuß, er hörte allenfalls das Geräusch, mit dem meine schmutzige nassen Hosenbeine über die speckigen Teppiche schleiften. Würde er überhaupt bemerken, wenn ich plötzlich weg wäre? Bevor ich es ausprobieren konnte, erinnerte ich mich wieder an ihre olfaktorische Haut. Er roch mich. Dass ich stank wie ein herrenloser Hund, machte es ihm einfach. Lautlos seufzte ich und schloss dichter zu ihm auf.

Er führte mich zum Ausgang, wo eingerahmt in die Schwärze der Nacht ein Varlet auf ihn wartete. Ich fuhr zusammen, was nicht allein an der eisigen Luft lag, die hereindrang. Einen Moment lang hatte ich ein grässliches Déjà-vu, als hätte ich den jungen Percent schon einmal gesehen. Er sah aus wie ... Nein! Das war nicht mög-

lich. Der Varlet, der mich Jahre zuvor im Wald verschont hatte, musste inzwischen älter sein. Dieser hier sah ihm bloß sehr ähnlich. Kein Wunder – diese schrecklichen Kreaturen waren individuell wie die Masten der Straßenlaternen. Sie hatten ihre Kratzer und Beulen an unterschiedlichen Stellen, aber im Grunde waren sie alle identisch. Warum nur starrte der hier mich an, als wäre ich das Monster von uns beiden?

»Was ist das?«, fragte er. Vielleicht meinte er auch: »Was soll das?« Er nuskelte und die Worte verhedderten sich in seinem Mund.

Diesmal beantwortete Cloud die Frage. »Du wolltest einen Soldaten.«

»Kein Mädchen.«

»Sie ist so gut wie jeder andere.«

Der Varlet warf die Hände in die Luft, auch meine Arme schossen nach oben – ein Reflex, um meinen Kopf zu schützen, sollte er mich schlagen. Das tat er nicht. Stattdessen spuckte er mir vor die Füße.

»Wie kannst du nur?«, presste er durch die Zähne und obwohl er mich dabei ansah, meinte er Cloud.

»Neél«, sagte Cloud schlicht, das Gesicht so unbeseelt wie schon die ganze Zeit. »Schluss damit.«

Was auch immer die Percents hier spielten, auch der, den Cloud Neél genannt hatte, hielt sich an die Regel, Cloud zu gehorchen. Er warf mir einen letzten geringschätzigen Blick zu. Ich schwieg, als hinge mein Leben und Wichtigeres an meinem Schweigen.

»Die Haube«, wies Cloud ihn an.

Neél zog einen dunklen Stoff aus seiner Umhängetasche. Für einen Moment stand er unentschlossen vor mir, dann drückte er Cloud den Stoff in die Hand. Es war ein Sack und ich schrie auf, als ich spürte, wie sich um meinen Hals etwas zusammenzog. Ich griff danach, bekam die Finger unter ein Seil, das sich eng um meinen Hals schmiegte und den Sack fest an seiner Stelle hielt. Ich zerrte

daran, bekam Panik zu ersticken. Es war dunkel, der Stoff kratzte und stank. Die Luft schien so schwer, dass sie sich kaum atmen ließ. Nur peripher registrierte ich, dass man auch meine Hände zusammenband. Wenigstens erlaubten sie mir weiterhin, mit den Fingern etwas Platz zwischen dem Seil und meiner Kehle zu schaffen.

»Los!«, drang eine Stimme gedämpft durch den Stoff. Ich konnte nicht mehr ausmachen, wer das sagte. Jemand zupfte am Seil und ich stolperte aus dem Haus, folgte dem Zug.

Eisige Kälte des Asphalts fraß sich in meine nackten Sohlen. Nach wenigen Schritten spürte ich die Füße kaum noch. Mein Oberhemd war dünn und an mehreren Stellen zerrissen, das Unterhemd nass geschwitzt. Eisiger Wind griff nach mir. Ich zitterte und selbst unter der Haube schlugen meine Zähne aufeinander.

Zu Anfang versuchte ich, anhand der Richtung zu bestimmen, wo wir uns befanden, doch das Vorhaben war zum Scheitern verurteilt. Schnell verlor ich sämtliche Orientierung. Bloß bei dem Asphalt unter meinen Füßen konnte ich mir noch sicher sein. Einmal wurde es heller, Licht drang durch die groben Fasern. Doch dann versickerte die Helligkeit wieder. Vielleicht hatten wir den Lichtkegel einer Straßenlaterne gekreuzt.

»Wohin bringt ihr mich?«, fragte ich irgendwann, obwohl ich mir keine Antwort erhoffte. Es kam auch keine. Durch mein Zähneklappern und den Stoff über meinem Kopf hörte ich nicht einmal ihre Schritte. Es war, als wären die Percents fort und ich trottete allein meinem Verderben entgegen.

Das erste Wort, das ich nach schier endloser Zeit zu hören bekam, war: »Stufe.« Ich stieß mir trotzdem den Zeh und mir entwich vor Schmerz und Verzweiflung ein wimmernder Laut. Ich schämte mich für meine Schwäche, aber sie wurde immer stärker. Ich konnte kaum noch die Füße heben und mein Kopf schwang vor Müdigkeit hin und her. Ohne weitere Anweisungen zog man mich eine

Treppe hoch. Ich nahm eine Hand von dem Seil um meinen Hals, damit ich mich am Geländer festhalten konnte. Es war rund und aus Eisen und unter meinen Fingern blätterten Rost und Farbe ab. Es ging einen Gang entlang und anhand der hallenden Schritte vermutete ich, dass immer noch beide Percents bei mir waren. In einiger Entfernung hörte ich Stimmen und Türen zufallen. Einmal glaubte ich, Essen zu riechen, aber der Eindruck verschwand nach wenigen Schritten. Wieder eine Treppe. Wollte das denn gar kein Ende nehmen?

Meine Füße waren so schwer, dass ich sie kaum noch hochbekam. Die Haut an der Vorderseite meiner großen Zehen ratschte über den Boden, weil ich nur noch schlurfen konnte.

Noch ein Gang.

Stufen, diesmal nur drei, dafür abwärts.

Und erneut ein Gang.

»Stehen bleiben«, ertönte es und mir quollen vor Erleichterung Tränen aus den Augen.

Es musste jetzt vorbei sein. Ich würde keinen Meter mehr gehen können. Ich tastete um mich, fand eine Wand und lehnte die Schulter dagegen. Es klackerte, wahrscheinlich schloss jemand eine Tür auf.

»Weiter.«

Ich schluchzte, zwang meinen Körper hinter dem fordernden Seil her.

»Toller Soldat«, höhnte jemand hinter mir, vermutlich der Varlet. Sollte er doch in der Sonne schmoren! Ich konzentrierte mich darauf, ihn zu hassen, weil ich nur darüber den Schmerz in meinen Füßen verdrängen konnte.

Wir gingen weiter, diesmal nur ein paar Schritte, die mir viel zu viel waren. Noch eine Tür wurde geöffnet. Das ganze Haus musste ein Monster aus Gängen, Treppen, Tunneln und Türen sein. Und

ich hockte inmitten seiner Eingeweide. Es würde mich erst aus-scheißen, wenn es mit mir fertig war.

»Wir sind da.« Das Seil wurde gelockert, der Sack von meinem Kopf genommen. Gleißendes Licht ätzte sich in meine Augen. »Geh hinein.« Ehe ich mich umsehen konnte, stieß Cloud mich nach vorne und ich taumelte in einen Raum und stürzte. Die Tür fiel ins Schloss.

Ich konnte es kaum glauben. Ich war allein.

Tropfen zerplatzten auf dem Linoleum zwischen meinen Händen. Weinte ich? Ich versuchte, es einzudämmen – ich durfte jetzt nicht heulen! –, aber es war stärker als ich, wie an diesem Tag alles stärker als ich zu sein schien. Es schüttelte mich. Ich rollte mich zusammen, presste die Stirn auf den Boden und beide Fäuste vor den Mund, um die erbärmlichen Laute nicht nach draußen dringen zu lassen.

• • •

Der Schlaf tastete mit aufdringlichen Händen nach mir, aber ich schüttelte ihn ab. Wie lange ich auf dem Boden gelegen hatte, konnte ich nicht sagen. Haarsträhnen klebten mir an getrockneten Tränen im Gesicht fest. Meine Lider waren wund und die Lippen rissig. Erstmals sah ich mich um. Elektrisches Licht kam von einer länglichen Röhre an der Decke. Es gab ein Bett, keine Matratze am Boden, sondern ein richtiges, schmales, an die Wand montiertes Bett. Daneben stand eine Kunststoffkiste, den Deckel durchzog ein breiter Riss. Am anderen Ende des kleinen Zimmers gab es eine Nische, in der sich eine Toilette und ein Waschbecken eng aneinanderpressten. Ich starrte den Wasserhahn an, als wäre er bloß Illusion. Der Durst verdorrte meine Kehle – und hier gab es Wasser? Das Aufstehen kam einem Kraftakt gleich. Schmerz stach in jeden Muskel, aber ich ignorierte es und stakste zum Waschbecken. Die Keramik

war rissig und von einer Kalkschicht bedeckt. Es war echt. Es war keine Illusion, es war alles echt. Ich atmete tief ein, schloss die Augen und drehte am Hahn.

Es rauschte.

Es rauschte!

Sofort schossen mir neue Tränen in die Augen, so erleichtert war ich. Das Wasser war sauber und schmeckte nach Eisen und Steinen. Ich trank, saugte es direkt aus der Leitung, bis ich mich verschluckte und mich fast übergeben hätte. Mein Bauch war prall vor Wasser und es rann noch immer aus der Leitung, als würde es nie versiegen. Ich spritzte es mir mit den Händen ins Gesicht, wusch mir Blut und Schweiß aus den Haaren, drehte den Hahn dann zu und ging zum Bett.

Erst jetzt entdeckte ich das Fenster. Es war ein richtiges Glasfenster und bis auf ein paar Sprünge und verschimmelte Fugen in gutem Zustand. Aber es war so hoch, dass ich mich auf die Zehenspitzen hätte stellen müssen, um einen Blick hinauszuerwerfen, und das würden meine Füße nicht mehr durchstehen. Es war ohnehin zu dunkel draußen, um etwas zu erkennen. Öffnen konnte ich es auch nicht, jemand hatte den Griff entfernt. Aber es gab ein Fenster und auch wenn es schmal war, würde ich vielleicht hindurchpassen, wenn ich es erst aufbekam. Morgen, sagte ich mir. Es war mir nichts mehr geblieben, weder Mut noch Kraft. Bis heute hatte ich nicht gewusst, wie erschöpft ein Mensch sein kann.

Ich ließ mich auf das Bett sinken, Federn quietschten und mein Gewicht presste einen säuerlichen Kupfergestank aus der Matratze. Altes Blut. Es war mir gleich. Durch den kaputten Deckel sah ich eine graue Filzdecke in der Kiste. Ich zerrte sie heraus, breitete sie über mir aus und stopfte die Ecken unter meinen Po und meine angezogenen Knie. Behaglich wurde es dadurch nicht, aber ich würde nicht erfrieren. Das Licht ließ ich an. Neben der Leuchtstoff-

röhre prangte ein Wasserfleck an der Decke, den ich anstarrte. Seine Umrisse erinnerten mich an die Stadtkarten, die Matthial immer in den Sand gemalt hatte. Als ich elf Jahre alt gewesen war, hatten wir anhand seiner Karten das erste Mal die gemeinsame Flucht geplant. Wir kamen nicht weit, aber als wir nass und frierend zurückkehrten und das Durchbrennen auf den Sommer verschoben, lag unser erster Kuss hinter uns.

Wo bist du nur, Matthial? Geht es dir gut?

Und Amber ... Amber!

In Pennys altem Liebesroman spürten Seelenpartner, ob der andere in Gefahr war. Ich spürte rein gar nichts. Nur Leere. Als existierten meine Freunde überhaupt nicht; als hätten sie nie existiert.

Ich rollte mich zusammen, um mich an meinem eigenen Körper zu wärmen, und zog mir die Decke bis zum Kinn. Als ich die Augen schloss, schlief ich bereits.

Ich hörte die ganze Nacht lang stille Schreie. Will, Liza, Amber ... und Matthial, über allen Matthial. Aber ich wachte nicht einmal auf.

die schuld ist wie eine mutantratte.
immer hungrig.

Mit dem Geruch von Verwesung in der Nase wurde ich wach. Ich war mir nicht sicher, ob ich noch dieselbe Person wie gestern Morgen war, ich fühlte mich völlig verändert. Vor Kurzem war ich noch bereit gewesen, Amber und Matthial für ein besseres Leben zu verlassen. Inzwischen hätte ich jedes Leben – selbst das bestmögliche – hergegeben, nur um zu erfahren, wie es ihnen ging. Ob sie noch lebten. Ob sie frei waren. Ich versuchte, die Schuld nicht an mich heranzulassen, denn Schuldgefühle nützten niemandem etwas, sie machten nur schwach. Aber das Gefühl hockte bereits in meinen Innereien, fraß von mir und vermehrte sich wie Fadenwürmer.

Ich hatte Amber im Stich gelassen.

Und ich hatte Matthial und die anderen zu einer aussichtslosen Rettungsaktion gedrängt.

Ich rieb mir den Schlaf aus den Augen und sah zum Fenster. Massive Eisenstangen (die ich in der Nacht übersehen hatte) trennten mich vom fahlen Halbdunkel draußen. Sie hatten Dark Canopy heute offenbar schon früh am Morgen in Betrieb genommen. Wenn Rebellen Ärger machten, strafte sie die Menschen oft, indem sie ihnen die zwei lausigen Stunden Tageslicht nahmen, die sie ihnen an normalen Tagen gönnten. Hier in der Stadt war der Himmel stärker verdunkelt als außerhalb. Die chemisch erschaffenen Wolken wirkten massiv, als könnten sie herunterfallen und alles unter sich zerdrücken. Schwer vorstellbar, dass sie wirklich aus Gas sein sollten, wie Laurencio behauptete.

Der Gedanke an seine Schulstunden schmerzte, aber ich hielt

mich daran fest. Vor wenigen Wochen hatte Laurencio mich gefragt, ob ich mir vorstellen könne, seinen Platz einzunehmen. Kinder unterrichten – was für eine Vorstellung. Ich hatte nicht abgelehnt, aber auch nicht Ja gesagt. Es war eine zu große Verantwortung, Kindern das Lesen beizubringen, das Schreiben und das Rechnen, das so wichtig war, so existenziell in unserem Kampf, weil Strategie alles war und nur aus einem guten Rechner ein guter Stratege werden konnte. Ihnen die alten Geschichten zu erzählen, die Geschichten der Menschen.

Ich rief mir jede, die ich kannte, ins Gedächtnis. Und begriff, dass ich auch in dieser Hinsicht versagen würde, sollte ich sterben. So wenige kannten die Geschichten. So wenige erzählten sie weiter. Wenn ich starb, nahm ich einen Teil unserer Geschichte mit in den Tod, ohne sie zuvor weitererzählt zu haben.

• • •

Ich hörte Stimmen und glaubte, eine weibliche darunter zu erkennen. Rasch kam ich auf die Füße und huschte zur Tür. Sie hatte eine Luke in Augenhöhe, doch diese ließ sich nur von außen öffnen. Ich legte das Ohr an das Metall. Tatsächlich, da sprach eine Frau und da es weibliche Percents nicht gab, musste sie ein Mensch sein.

»... wird sich schon das Richtige dabei gedacht haben«, verstand ich.

Ein Mann antwortete: »Er straft mich. Er will mich am Boden sehen, nur darum geht es.«

»Da kennst du ihn schlecht. Daran liegt ihm überhaupt nichts.«

»Willst du bestreiten, dass er wütend auf mich ist?«

»Nein, das nicht. Aber versuch doch, ihn zu verstehen. Er will dich beschäftigt wissen. Die neuen Varlets werden aufgeteilt. Cloud hat viel Arbeit. Er befürchtet, dass du die Situation ausnutzt und –«

»Lass gut sein, Mina.« Ein Seufzen. »Zu lamentieren hat ohnehin keinen Sinn. Wenn Cloud mich demütigen will, soll er das tun. Es ist sein Recht.«

»Und was hast du jetzt mit dem Mädchen vor?«, fragte die Frau zögerlich. Sie klang, als wollte sie es eigentlich gar nicht wissen. Ich aber *musste* es wissen!

»Sie muss sich erst mal waschen. Sie stinkt so sehr, dass ich es bis hierher riechen kann. Und dann darf ich ihr klarmachen, was sie erwartet. Ich habe ja auch nichts Besseres zu tun!«

Etwas knallte gegen die Tür – vermutlich seine Faust. Ich wich erschrocken zurück und konnte nicht mehr verstehen, was die Frau erwiderte. Wenig später klapperte ein Schlüssel im Schloss und die Tür wurde geöffnet. Ich machte noch einen weiteren Schritt zurück, bis ich mit dem Rücken gegen die Wand stieß. Mit aufeinandergepressten Zähnen sah ich ihm entgegen. Seine schlitzförmigen Pupillen verliehen ihm eine kalte, reptilienhafte Boshaftigkeit, obwohl er mich musterte, ohne eine Miene zu verziehen. Ich ließ mir keine Angst anmerken. Dass ich furchtlos aussehen konnte, wusste ich. Menschen gegenüber reichte das aus, um ihnen Angst zu machen. Ihn schien es herauszufordern.

Wir starrten uns an. Sein Blick war Frost auf grauem Stein. Er war groß, selbst für einen Percent, und seine Züge schienen ausgeprägter, die Linie seiner Schläfen schärfer. Weil die Unterschiede zwischen ihnen normalerweise winzig waren, fiel das besonders auf. Sein schwarzes Haar war streng zurückgekämmt und zu einem kurzen Zopf zusammengefasst. Meins klebte mir in verschwitzten Strähnen im Gesicht. Seine Gesichtshaut war ebenmäßig, wie aus Holz geschnitzt und dann poliert. Meine bleich, an anderen Stellen gerötet, besudelt von Dreckschlieren und Tränenspuren.

Je länger er mich anstierte, desto mehr Wut staute sich in mir auf. »Du willst mich zu Tode glotzen, he?«

Hatte ich das wirklich gesagt? Hatte ich gerade einen Percent provoziert, dem ich ausgeliefert war? Seine Kiefermuskeln traten hervor und ich erkannte, dass ich gar nicht so hilflos war. Ich konnte ihn reizen, und das machte mir Mut. Er war nicht allem überlegen wie der schreckliche Cloud. Der Varlet vor mir zeigte Emotionen. Er trat vor, aber ich war fest entschlossen, mich nicht einschüchtern zu lassen.

»Was?«, setzte ich nach. »Hast du nichts Besseres zu tun, als hier rumzustehen und mich anzugaffen? Was immer du vorhast, mach es heute noch.«

Flatsch.

Die Backpfeife erwischte mich völlig unerwartet. Ich hatte nicht einmal gesehen, dass er sich bewegte. Mein Ohr klingelte, meine Wange brannte. Ich blieb aufrecht stehen. Mein Gesicht war zur Seite geschleudert worden, aber ich drehte es ihm wieder zu. Unvernünftig? Bestimmt. Ich hatte nicht die geringste Ahnung, warum ich ihn reizte. Vorteile würde mir das nicht verschaffen. Aber es nährte die kümmerlichen Reste meines Kampfeistes. Und den brauchte ich mehr als alles andere.

»Du stinkst«, sagte er, ohne sich die Mühe zu machen, die Zähne auseinanderzubringen.

»Ich hoffe es.« Die Scham verdrängte ich. Sie konnten kaum Sauberkeit von mir erwarten, wenn sie mich auf einer verwesenden Matratze schlafen ließen.

»Ich bringe dich zu den Duschen. Komm mit.«

»Und dann?«, fragte ich, folgte ihm aber. »Was passiert dann mit mir?«

»Das«, zischte er über seine Schulter, »erfährst du früh genug.«

Ja, das fürchtete ich auch.

Ich trottete mit gesenktem Kopf hinter ihm her und behielt meine Umgebung aus dem Augenwinkel im Blick. Wir durchquerten ei-

nen Raum, der so ähnlich aussah wie der, in den sie mich gesperrt hatten. Dieser war bloß größer und sauberer. Die Frau war verschwunden. Dahinter tat sich ein Gang auf. Lang war er, mit vielen Türen, die meisten hatten eine kleine Luke. Das Licht kam aus flackernden Röhren und wusch die Farben von allem, von den Wänden, den Böden und sogar von dem Percent und mir. Albtraumhaft. Ich hatte das Gefühl, dieser Gang würde sich endlos durch das Gebäude fressen.

»Was ist das für ein Ort?« Ich flüsterte nur, aber meine Stimme klang schrecklich laut, weil es hier so still war.

»Es war mal ein Gefängnis.« Er sprach tatsächlich laut, was mich einschüchterte und fast zum Schweigen brachte. Fast.

Ein Gefängnis also. Natürlich! In einem von Matthials alten PSX-Spielen – *Resident Evil 11* – musste man sich durch ein Gefängnis voller Zombies kämpfen. Real sah alles etwas anders aus als auf dem Bildschirm.

»Sind hier noch mehr Menschen?«

Er kippte den Kopf, warf mir einen abschätzigen Blick zu. »So ähnliche.«

In meinem Gehirn ratterte es, ich senkte den Kopf noch weiter, damit er mich nicht denken sehen konnte. Ob Amber auch hier war?

»Frauen?«, wagte ich mich weiter vor. Ich hörte ihn ausatmen. Er hatte keine Geduld mehr und noch weniger Lust, meine Fragen zu beantworten. Ich war ihm lästig, offenbar wollte er mich loswerden. Schön, da waren wir schon zu zweit.

»Natürlich nicht«, sagte er. »Hier sind Soldaten.«

»Soldaten?« Das war verwirrend. Was waren denn überhaupt Soldaten? Natürlich kannte ich das Wort aus Geschichten. Aber seit die Percents die Macht hatten, gab es keine menschlichen Soldaten mehr. Die Triade erlaubte so was nicht.

Sein nächstes Ausatmen klang wie ein Seufzen. »Frag nicht.«

Vorerst gehorchte ich. Er ging weiter, den Kopf starr geradeaus. Kein Blick nach links, kein Blick nach rechts. Die Hände hielt er an den Oberschenkeln. Weder sagte er etwas, noch gestikulierte er. Es ließ mich erschauern, wie starr die Percents waren. So stark, so mächtig, aber dabei so wenig ... lebendig.

Er schloss eine Tür auf und wir gingen durch einen gekachelten Gang. Vor einem Sichtschutz aus milchigem Kunststoff neben einem Regal, in dem unterschiedliche Stoffe lagen, blieben wir stehen.

»Geh dich waschen«, befahl er. »Gründlich.«

Ich schluckte, griff nach einem Stapel Stoff und trat hinter den Sichtschutz, wohl wissend, dass er meine Silhouette trotzdem sah. Nichts würde ihn aufhalten, mir zu folgen, wenn er das wollte ...

Ich bemühte mich, meinen Atem unter Kontrolle zu halten. Angst nützt nichts, ermahnte ich mich. Im schlimmsten Fall ergötzte er sich daran.

In meinem Elternhaus hatte es eine Dusche gegeben. Zwar war dort kein Wasser mehr geflossen, aber ich erinnerte mich noch, wie sie aussah. Es war eine schmale Kabine gewesen und von der Wand hing ein Schlauch, an dessen Ende ein Metallknüppel mit vielen kleinen Löchern, aus denen das Wasser kam, befestigt war. Hier war das anders. Der Raum war gekachelte, aber groß wie ein Saal. Er war bis in die letzte Fuge sauber und alles roch leicht nach Seife und Essig. Acht Wasserhähne hingen in einer Höhe von etwa zwei Meter fünfzig an der Wand. Nur die Drehgriffe sahen so aus, wie ich sie kannte. Ich legte die Stoffe in eine Ecke und schälte mich unbehaglich aus meinen Kleidern. Die Hose klebte mir an den Beinen, als weigerte sie sich, von meiner Haut abgelöst zu werden. Ich zerbiss einen Fluch und zerrte an den Säumen, bis irgendwo eine Naht krachte. Der Stoff riss mir den Schorf von den Knien, mit dem er

beim Trocknen verwachsen war. Ein dünnes Blutrinnsal lief mein Schienbein hinab und ich glaubte, den Varlet hinter dem Sichtschutz schaudern zu sehen.

Roch er mein Blut?

Ich musste mich beeilen. Schnell schlüpfte ich aus dem Hemd und nach einigem Zögern (das es mir nicht leichter machte) auch aus der Unterwäsche. Ich legte alle Kleidung auf einen Haufen, trat unter die erste Dusche und drehte beherzt am Knauf. Nur rasch das Blut abwaschen, ehe es ihn lockte. Eiskalt prasselte das Wasser auf mich nieder, stärker als ein Hagelschauer. Ich regulierte es ein wenig und griff nach einem Stück grober Seife, das in einer Halterung an der Wand lag. Seife hatte ich schon länger nicht mehr in der Hand gehabt. Im Winter gab es immer wichtigere Dinge einzutauschen und die Seifenstücke, die Penny aus Pottasche, Fetten und Kräutern selbst herstellte, waren allenfalls dazu geeignet, seinen Eigengeruch zu überdecken. Leider roch man dadurch selten besser.

Bei dem Gedanken an meine Schwester wurden meine Wangen trotz des kalten Wassers ganz heiß. Es dauerte ein paar Sekunden, ehe ich begriff, dass ich weinte. Ich musste an meinen Neffen denken, das kleine, plärrende Ding, das mir bisher immer so lästig erschienen war. Hier und jetzt hätte ich alles dafür gegeben, sein Geschrei zu hören statt meiner eigenen Jammerlaute.

Ich schäumte mir die Haut ein. Die Haare. Aber wichtiger war das Wasser. Vielleicht war es kalt genug, um mich so weit zu betäuben, dass ich für eine Weile nicht mehr merkte, hier zu sein. Wenn sich im Clan jemand verletzte und genäht werden musste, betäubten wir die Stellen immer mit Eiswasser. Wie viel kaltes Wasser würde es brauchen, um einen ganzen Körper zu betäuben? Den Verstand?

Es donnerte. Gewittergleich. Als sich der Laut wiederholte, begriff ich, dass der Varlet gegen den Sichtschutz schlug. Ich spülte den Seifenschaum aus meinen Haaren und drehte das Wasser ab.

Dann eilte ich zu meiner Kleidung und trocknete mich mit den Stoffetzen ab. Ich griff nach meinem Unterhemd.

»Du ziehst nichts davon wieder an!«, rief er. Seine Stimme hallte durch den Raum. Es klang, als käme der Befehl aus allen Richtungen. Ich versteifte mich unwillkürlich.

»Komm raus. Lass die Sachen dort liegen. Jemand wird sie später wegräumen.«

Jemand? Sicher, die Percents putzen bestimmt nicht selbst.

Ich zog ein großes Stoffstück um meinen Körper, sodass Brust und Po bedeckt waren. Knapp bedeckt.

»Mach schon!«

Es hatte keinen Sinn, zu widersprechen oder zu verhandeln. Ich hatte erlebt, wie sehr ihn meine dreckstarrenden Kleider anekelten, er würde nicht erlauben, dass ich sie wieder anzog. Verdammt! Ich drehte mich um, zwang meine Füße zum Gehen und ließ meine Kleidung zurück. Ich raffte den Stoff enger über meiner Brust zusammen. Nun hatte ich gar nichts mehr. Alles war fort. Mein Messer, meine Schutzmarke, meine Kleidung ... Ich fuhr zusammen, als ich an mein Papier dachte. Diese bescheuerten zwei Bögen beschriftetes Papier. Heiße Wut brandete durch meinen frierenden Körper, für einen Moment wurde mir schwindelig.

Nein. Ich würde mir nicht alles nehmen lassen.

Nicht alles.

Ich lief zurück, geriet auf den nassen Fliesen ins Rutschen und klatschte auf den Hintern, aber das bemerkte ich kaum. Hastig riss ich mein Unterhemd an mich. Ich musste es behalten. *Denk nach, denk nach!*

Ich schnappte das Seifenstück, rieb damit über einen der kleineren Stofflappen und wickelte mein Unterhemd darin ein. Hoffentlich konnte ich seinen Geruchssinn damit überlisten. Dann nahm ich das letzte Stück Stoff und drehte es um meine Haare, das Knäuel

aus Stoff und Unterhemd stopfte ich hinein. Mit etwas Glück fiel es ihm nicht auf – auch wenn es mir langsam lächerlich erschien, erneut auf Glück zu hoffen.

Sein Blick glitt an mir herab, als ich zu ihm trat. Seine Haut vibrierte, ich sah ihn mit jeder Pore schnüffeln. Er machte einen Viertelkreis um mich herum und ich konnte nicht zurückweichen, weil sich hinter mir die Kunststoffwand befand. In seinen Augen veränderte sich etwas. Die schlitzförmigen Pupillen breiteten sich aus wie Ölflecken auf glattem Grund. Seine Nasenlöcher blähten sich beim Einatmen, als würde er mehr Luft brauchen. Sein anormal scharfes Gehör war gar nicht nötig, um mein Herz poltern zu hören. Jeder Mensch im Raum hätte es gehört. Innerlich bettelte ich, dass schnell vorbei war, was auch immer jetzt passieren würde. Dass etwas passieren würde, schien unausweichlich.

Da flog die schwere Eisentür auf und knallte gegen die Wand.

Einen Sekundenbruchteil lang wollte ich jubilieren – gerettet! –, doch dann sah ich sie: Es waren drei Varlets, etwa so alt wie Neél, wenn ich die Länge ihrer Haare richtig einschätzte. Sie trugen bloß Hosen, weder Hemden noch Schuhe. Einem von ihnen hingen die Haare offen ins Gesicht. Ich starrte ihn an. Ich hatte nie zuvor einen Percent gesehen, der das Haar nicht streng zurückgebunden trug. Alle drei musterten mich erst erstaunt, dann sahen sie sich an und ihre Blicke kehrten von einer unangenehmen Freude erfüllt zu mir zurück.

So viel zu meinem Glück. Mit einem etwas schwärzeren Humor hätte man darüber lachen können.

»Was hast du da, Mann?«, fragte einer der drei und schob sich an Neél vorbei, bis er direkt vor mir stand. Ich versuchte, den Augenkontakt ebenso zu erwidern, wie ich es zuvor geschafft hatte, aber meine Kraft war am Ende. Mein Blick ging zu Boden, als wäre er zu schwer geworden. Meine Zehen krampften gegen die Fliesen.

Der Varlet hob meinen Kopf an. »Hübsch«, raunte er und rieb mit dem Daumen über die Narbe an meinem Kinn, als wollte er sie wegwischen. Ich presste die Lippen zusammen.

»Sie gehört mir.« Neél versuchte eindeutig, Clouds herrschaftliche Souveränität zu imitieren. Es misslang kläglich, der andere Varlet grinste nur.

Sollte ich mich geschmeichelt fühlen, weil Neél meinen Körper zumindest nicht teilen wollte? Es konnte mir egal sein, sie ignorierten ihn ohnehin.

»Ich meine es ernst, Giran«, beharrte er.

»Sagst es sonst Cloud, he?«, fragte einer und postierte sich an der Tür. »Dass wir dir dein Spielzeug weggenommen haben?«

»Ihr habt nicht das Recht –«

»Warum nicht?« Der Varlet, der vor mir stand, presste mir die Hand um die Kehle und zog meinen Kopf zu sich hoch. Er zog den Atem durch die Zähne ein, leckte sich danach über die Lippen, als hätte er meinen Geruch wie einen Geschmack im Mund. Er sah an mir herab, seine Augen wurden schmal, als er mein blutendes Knie entdeckte. »Mädchen sind Allgemeingut, solange niemand öffentlich Anspruch auf sie erhebt«, hauchte er mir ins Gesicht.

Seine Worte waren Prügel in meine Magengrube. Allgemeingut? Liza, Amber ... und ich?

»Das gilt auch für dich, Neél«, meinte einer der beiden Varlets, die im Hintergrund blieben. »Brauchst nicht glauben, für dich würden andere Regeln gelten, nur weil du dich für was Besseres hältst.«

»Oder hast du Anspruch auf das Mädchen erhoben?«, mischte sich der mit den offenen Haaren ein. »Hast du, Neél? Ich glaub nämlich, du hast nicht.«

»Sie ist kein Mädchen«, erwiderte Neél und ich glaubte, einen niedergeschlagenen Unterton wahrzunehmen. »Sie ist Soldat. Mein Soldat.«

Einen Moment war es ganz still. Dann ließ der Varlet mich los und entfernte sich von mir. Er warf Neél skeptische Blicke zu.

Der zuckte mit den Schultern und sagte: »Ich habe es mir nicht ausgesucht.« Daraufhin begannen alle drei zu lachen. Neéls Haut wurde an Ohren, Schläfen und Wangen dunkler. Wenn es nicht so albern klänge, hätte ich gesagt, dass er rot wurde. Aber Percents konnten nicht erröten. Sie kannten keine Scham. Spotten konnten sie trotzdem erstaunlich gut.

»Soldat, ja?« Der Varlet mit den offenen Haaren wollte sich schier ausschütten. »Dann sehen wir uns ja bald, Soldat! Ich halte meine Augen nach dir offen.«

»Glückwunsch, Neél, einen guten Soldaten hast du da«, höhnte einer der beiden anderen und begann, sich vor meinen Augen auszuziehen. Ich heftete meinen Blick auf die Kacheln, als würde ich ihn nie wieder davon lösen können. Er beachtete mich nicht weiter.

Was immer es bedeutete, ein Soldat zu sein, es rettete meine Haut. Zumindest für diesen Moment.

Neél gab mir ein Zeichen und diesmal folgte ich ihm sofort. Als ich an den beiden Varlets vorbeimusste, stierten sie unverwandt auf die Stellen, die mein Stofffetzen nicht ausreichend bedeckte.

»Süßer Soldat«, kommentierte der erste und der zweite sagte: »Hoffentlich erweist der Soldat sich als gehorsam.«

Sie gafften und der mit den offenen Haaren lutschte sich vulgär über die Lippen. Aber sie fassten mich nicht an.

Ich war ein Soldat.

• • •

»Was bedeutet das alles?«, fragte ich, nachdem ich ihm schweigend durch ein paar Flure gefolgt war. Seine Schultern hingen etwas herab, zumindest drängte sich mir der Eindruck auf, dass er weniger

aufrecht ging als vorher. Meine Füße waren sicher schon wieder schwarz vom Dreck am Boden.

»Stellst du immer so viele Fragen?«

Nein, normalerweise nicht. Aber bisher hatte mir auch niemand derart penetrant Antworten vorenthalten. »Dann stimmt es, was sie sagten? Du hältst dich für etwas Besseres?« Ich wollte ihn nicht provozieren, ich brauchte die Hoffnung, dass es stimmte. Wer glaubte, besser als andere zu sein, war zumindest eins: anders.

»Was bedeutet es denn überhaupt, ein Soldat zu sein?«, fragte ich. Er antwortete nicht. Brütete nur stur vor sich hin. »Und wohin gehen wir?«

Die verflixten Endlosgänge sahen alle gleich aus. Aber ohne zu wissen, wo wir eine andere Abzweigung genommen hatten, erkannte ich, dass wir uns nicht mehr auf dem Weg befanden, den wir gekommen waren. Nach einer Gittertreppe tat sich ein Korridor vor uns auf, dessen Türen alle offen standen. Wind pfiff durch den Gang, schmerzhaft kalt auf meiner feuchten Haut.

»Hier rein«, sagte Néel und blieb neben einer der Türen stehen. 276 stand daran.

Ich trat ein und verharrte erstaunt. Der Raum sah nicht viel anders aus als der, in dem ich übernachtet hatte, nur, dass er größer war und es zusätzlich Schränke gab, einen Schreibtisch sowie zwei Betten nebst Plastiktruhen. Aus einer zog eine Frau mit ausladendem Hinterteil eine Decke und breitete sie über der Matratze aus. Bekam ich eine Mitgefangene? Der Gedanke, nicht ganz allein zu sein, ließ mich etwas leichter atmen.

»Da ist sie ja!«, rief die Frau und zeigte ein mitfühlendes Lächeln. Ich glaubte, ihre Stimme wiederzuerkennen. »Néel, du hättest Kleidung für sie mitnehmen müssen, du Tölpel – das arme Ding ist ganz blau gefroren.«

Néel grunzte. Mein Zustand war ihm vollkommen egal, aber mich

irritierte es, dass diese Menschenfrau ihn zurechtwies, als wäre sie seine Mutter.

»Cloud erwartet dich unten in der Halle«, sagte sie zu ihm und versetzte der Truhe einen Stoß mit dem Knie, woraufhin der Deckel zufiel. »Geh nur, ich komme hier klar.«

Neél warf mir einen misstrauischen Blick zu. »Ich schließe besser ab. Wenn du nichts dagegen hast, Mina.«

Er fragte sie um Erlaubnis? Wer zum Henker war diese Frau? Ich erinnerte mich an eine Verschwörungstheorie, über die ich mit Matthial gesprochen hatte. Es gab Rebellen, die nicht daran glaubten, dass die Percents die Weltherrschaft übernommen hatten. Ihren Überzeugungen zufolge waren immer noch ein paar ausgewählte Menschen die wahren Herrscher und die Percents nur deren Werkzeuge. Ich hatte das bisher für absurd gehalten – warum sollten Menschen ihrem eigenen Volk so etwas antun? –, aber angesichts dieser Frau und der Tatsache, dass der Varlet vor ihr kuschte, kam ich ins Zweifeln. Sie hatte pummelige Wangen und dicke, kurze Finger, was ihr etwas Freundliches, Mütterliches verlieh, aber ihre tief liegenden, kleinen Schweinsaugen schienen mir nicht ganz ehrlich.

»Los, los, zieh dir erst mal etwas an!«, rief die Frau und zog einen Stapel Kleidung aus einem der Metallspinde. »Das hat alles nicht die richtige Größe, aber vorerst wird es gehen, wenn du die Hose mit einer Kordel zusammenbindest, und morgen bringe ich dir Nadel und Faden, dann kannst du die Sachen ändern.«

Schweigend zog ich die Männerunterwäsche aus fadenscheiniger Baumwolle an – recycelte Bettwäsche, vermutete ich – und stieg in die Hose. Mina reichte mir die Kordel und ich ließ sie kurz durch die Finger gleiten. Ein Seil, sei es noch so kurz, war keine effektive Waffe, aber ein Anfang, und die Nadel, die sie mir bringen wollte, klang vielversprechend. Das grobe Leinenhemd reichte mir bis an

die Knie, aber ich war dankbar für jeden Zentimeter Stoff. Halb unters Bett geschoben, erkannte ich Schuhe und erstaunt stellte ich fest, dass es meine eigenen waren. Sie waren ganz nass und rochen nach Seife und Fett.

»Gib mir das«, sagte Mina, als ich den Stoff aus meinen Haaren nahm. »Ich wasche es für dich aus.« Ich presste das Knäuel an meine Brust. Mein Papier! Inzwischen musste es nass sein und Seifenflecke haben, aber hergeben wollte ich es nicht.

»Was hast du da?« Sie sprach mit mir wie zu einem verängstigten Kind; ruhig, aber bestimmt. Ich zog mein Unterhemd zwischen dem braunen Stoff hervor.

»Ich möchte das behalten.«

Sie zuckte mit den Schultern und nahm den übrigen Stoff entgegen. »Kein Problem, behalte dein Hemdchen, dann hast du etwas zu wechseln. Wasch es nur gut aus, sie sind geruchsempfindlich. Seife liegt am Becken.«

So leicht? Ich biss mir auf die Unterlippe, spürte es erst, als der Schmerz einsetzte. »Ich habe Fragen. Vielleicht kannst du ...?«

»Natürlich. Das muss alles sehr schwer für dich sein.« Sie lächelte mitfühlend und nahm am Schreibtisch Platz. Ich wusste nicht, wohin mit mir. Mina wies auf das Bett, aber ich wollte mich nicht setzen, auch wenn ich spürte, dass ich unhöflich zu ihr war. Konnte ich ihr vertrauen? Wenn sie einen Varlet befehligte, sollte ich sie vermutlich mehr fürchten als ihn. Mein Blick schweifte zum Fenster. Gitterstäbe, auch hier. Dahinter der stahlgraue Himmel.

Kordeln und Nadeln nützten mir nichts. Es gab kein Entkommen.

Ich hatte Mühe zu stehen und lehnte mich mit dem Rücken an die Wand. »Wo bin ich?«

»Im alten Gefängnis«, antwortete Mina. »Die Varlets leben hier in den letzten beiden Jahren, bevor sie in den Kriegerstatus übertreten.

Neél ist einer von ihnen. Es ist sein letztes Jahr vor der Kriegerweihung, die im Herbst stattfindet.«

»Nach dem Chivvy«, flüsterte ich.

»Dann hat er es dir schon gesagt?«

Ich sah auf. »Was meinst du?«

Sie schüttelte den Kopf und rieb mit der einen Hand über die Finger der anderen. Ihre Hände sahen weich aus, was mich misstrauisch machte. Die meisten Frauen hatten schwielige, raue Hände. Sie schien nicht viel zu arbeiten.

»Neél muss dir das erklären. Es ist seine Aufgabe, die darf ich ihm nicht abnehmen.«

»Aber du kannst mir sagen, warum ich hier bin.«

Sie seufzte. »Ich würde gerne. Aber du musst wirklich auf Neél warten.«

»Sie haben tatsächlich Namen?« Im gleichen Moment fand ich die Frage albern. Ich hatte ganz andere Probleme, aber nach diesen zu fragen, hätte Antworten nach sich gezogen, für die ich mich nicht stark genug fühlte.

»Natürlich«, erwiderte sie. Sie lächelte noch, aber irgendetwas Bitteres lag in ihrer Stimme. »Die Zeiten, in der sie Nummern hatten statt Namen, sind lange her. Jedes neu geschaffene Kind bekommt einen Namen. Sie wählen diese Namen aus Büchern, die sie in den Bibliotheken finden, und nachdem sie ein Kind benannt haben, verbrennen sie das Buch, aus dem sein Name stammt.«

Ich runzelte die Stirn.

»Es ist ein Symbol«, fuhr Mina fort. »Ein Ritual, das für Einzigartigkeit steht.«

»Sie verbrennen unsere Geschichte, unser Wissen – für ein Ritual?«

Das Mitgefühl in Minas Gesicht blieb bestehen, aber die Freundlichkeit verschob sich in eine Richtung, die mir nicht behagte. »Ge-

schichte ist Vergangenheit und die muss ruhen. Sterben und in Frieden ruhen.«

Ich sagte nichts, starrte nur auf meine Schuhe, deren Leder vor Nässe und Fett fast schwarz war. Zu widersprechen wäre ungeschickt. Mina war ein Mensch, eine Frau, und damit zumindest ein Hoffnungsschimmer. Auf meinen trockenen Lippen brannte die Frage, wer sie war. Aber ich bekam sie nicht raus. Mina war vielleicht etwas viel Schlimmeres, als ich mir vorstellen konnte. Nein. Lieber hielt ich mich an der unwahrscheinlichen Erklärung fest, sie wäre bloß eine Dienerin. Vielleicht eine Vorsteherin. Ja, das wäre möglich.

»Ich habe noch eine Frage«, wisperte ich und wartete ihr verständnisvolles Nicken ab, bevor ich weitersprach. »Komme ich hier wieder raus?«

»Oh ja, schon sehr bald«, sagte sie, aber es tröstete mich nicht im Geringsten. Ich hörte an ihrer Stimme, dass es nichts Gutes bedeutete.